Der geerdete Himmel – Über die Stofflichkeit des Glaubens

Martin Mosebach, Aachen PMT-Hauptversammlung am 28.6.2014

Martin Mosebach

Reliquien

Reliquien sind mürbe Knochen, Stofffetzen, sprödausgetrocknete Haarlocken. Ich möchte jetzt von einer Reliquie erzählen, die ganz anders beschaffen war – nicht tot, sondern auf geradezu unheimliche Weise lebendig. Während der Jahre, in denen ich mich regelmäßig in Neapel aufhielt, ist es mir einmal auch gelungen, am Fest des Heiligen Januarius, des Patrons dieser einzigartigen Stadt, im Dom in der dicht gedrängten Menge auf das Wunder zu warten, das an diesem Tage zuverlässig erwartet werden durfte – ziemlich zuverlässig, muß ich einschränken, denn manchmal fiel es auch aus, und das bedeutete nach allgemeiner Überzeugung Unheil für die Kommunität.

Der Heilige Januarius, der zu Lebzeiten im vierten nachchristlichen Jahrhundert Bischof von Pozzuoli war und dort den Märtyrertod durch Enthauptung gestorben ist, besitzt eine Gegenwart in Neapel, von der andere Stadtpatrone nicht zu träumen wagen, wenn in ihrer ewigkeitlichen Luzidität Träume überhaupt noch eine Rolle spielen können. Bunte Drucke der silbernen Reliquienbüste sind mit Plastikblumen umkränzt und von flackernden Flämmchen von spiegelnden rötlichen Flämmchen beschienen in jeder Metzgerei, jedem Tabakladen, jeder Pizzeria zu finden als christliche Laren und Penaten. Sich vom Gnadenstrom, der vom Heiligen Januarius ausgeht, freiwillig abzukoppeln, erschiene dem Durchschnittsnapolitaner für zumindest fahrlässig. Die ungezählten Bilder des Heiligen – manchmal wird auch der Kopf des gegenwärtig am meisten verehrten Fußballstars unter die funkelnde Mitra geklebt – Januarius verkörpert eben alles, worauf man stolz sein darf – sind aber Ausdruck dafür, daß dieser heilige Mann seinem Volk auf eine Weise nah sein kann, die über das Bild noch hinausgeht. Bei seinem Tod waren Christen zugegen, die nicht nur, wie es üblich war, ihre Taschentücher in das reichlich dem Hals entströmende Blut tauchten, sondern auch eine nicht unbeträchtliche Menge davon in einer gläsernen Ampulle auffingen.

Diese Flasche, in einen silbernen Rahmen gefaßt, wird in einem von vielen Schlüsseln gesicherten Tresor hinter dem Altar einer Seitenkapelle im Dom aufbewahrt. Die längste Zeit des Jahres sieht es so aus, wie eingetrocknetes Blut eben aussieht: schwarz, zu einer bröckeligen rissigen Kruste geronnen.Aber dann kommt der Todestag des Bischofs. Seine Kathedrale ist übervoll – es geht um mehr als frommes Gedenken an seinen Tod und sein christusgleiches Glaubenszeugnis, es geht um seinen Empfang. Der Heilige Januarius wird erwartet. Nicht in weihevoller Stimmung übrigens, es brodelt in der Menge. Die Kathedrale von Neapel ist nicht wie eine deutsche Kirche mit Bänken vollgestellt, die dem Gottesdienst etwas von Schulunterricht und Anstalt mitgeben, sie ist ein großer überdachter Platz, dem Vorhof des Tempels vergleichbar, der eigentliche heilige Raum, das Sanktuaribeginnt hinter einer erhöhten Balustrade, die den Hochaltar von diesem

heiliger Januarius in Neapel

Fassade des Doms in Neapel

öffentlichen Raum, in dem man sich ungezwungen bewegt, scheidet. Dort oben saßen auf vergoldeten Sesseln an der Seite, in Frack und mit blutrotem Ordensband, sechs Herren, fünf neapolitanische Fürsten und ein Vertreter des Volkes, die Hüter der Tresorschlüssel. Die Unruhe unter dem hohen hallenden Gewölbe war aber nicht Zeichen von Undiszipliniertheit, sondern von Spannung. Es würde etwas geschehen – und wenn nichts geschah, wäre auch dies ein Zeichen von höchster Bedeutung. Nun löste sich von weit vorn ein Zug von Klerikern in rotem Ornat in langsamem Schritt durch die Menge, zunächst ist nur das vorangetragene Kreuz auszumachen, der dann auf die Kapelle des Heiligen Januarius einschwenkte und darin verschwand, auch die Herren mit den Ordensbändern zogen mit und waren dann bald ebenso unsichtbar.

Die Umstehenden erklärten mir, was da im Verborgenen vor sich gehe: der Kardinal-Erzbischof, der Bürgermeister von Neapel, ein Syndikus und die Hüter der Tresorschlüssel würden nun gemeinsam die Stahltür öffnen.

Blut-Reliquiar in Neapel

Kuppel der Kapelle des hl. Januarius in Neapel

Die Ampulle mit dem eingetrockneten Blut werde herausgenommen, die Siegel ihrer Umhüllung auf ihre Unversehrtheit hin untersucht, ein Protokoll darüber verfaßt und von allen Anwesenden unterzeichnet. Die Siegel würden erbrochen, die Ampulle aus ihrer Umhüllung geschält. Jetzt durfte ich mir vorstellen, wie die Blicke auf der Glaswand ruhten, denn es war dort drinnen noch keine weitere Bewegung wahrzunehmen. Zwanzig Männer in rotem Damast oder feierlichem Schwarz starrten auf das stumpfe Pech in dem prunkvollen Silberrahmen.

Wie lange würden sie zusammen hinter dem hochgetürmten Altar verharren? Die Unruhe im Kirchenschiff stieg.

Als Napoleon Neapel erobert und den Bourbonen-König vertrieben hatte, war das Blut schwarz und krümelig geblieben, desgleichen nach der Eroberung der Stadt im Risorgimento, als zwei Savoyer-Prinzessinnen dem Heiligen Januarius durch ihre im Volk unerwünschte Gegenwart huldigen wollten. Gegenwärtig befand die Stadt sich nicht im Krieg, aber Unerfreuliches, oder gar Schlimmes gab es doch eigentlich immer genug, was den Heiligen verstimmen durfte. Die Menge im Dom und auf den Straßen würde schon wissen, wer es war, der das Wunder durch seine Ruchlosigkeit verhindert hatte. Es lag auch etwas Bedrohliches in diesem Warten. Wunder sind ein Geschenk, man kann und darf sie nicht fordern und schon gar nicht erzwingen. Aber das war ein Gedanke, der in dieser Menge wohl nicht viel Zustimmung gefunden hätte. Wenn es ausblieb, dann jedenfalls gab es Schuldige. Böse Menschen, aber auch der Heilige selbst durften hier angeklagt werden. Ich hatte von geschüttelten Fäusten und Verfluchungen in solchen Fällen gehört, im Kirchenraum selbstverständlich, der eine leere Hülle blieb, wenn der Heilige ihn nicht auf seine Weise ausfüllte.

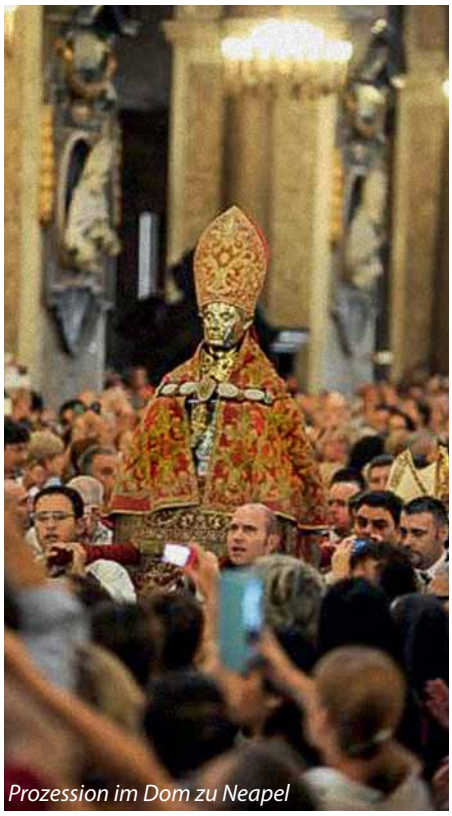
Die Ungewißheit hatte aber bald ein Ende. In der Kapelle entstand wieder Bewegung. Im Nu verbreitete sich die gute Nachricht aus dem engen Raum hinter dem Altar von Mund zu Mund, geflüstert und gerufen. Das eingetrocknete schwarze Blut war an diesem 19. September wieder einmal, wie seit dem vierzehnten Jahrhundert in den meisten Jahren flüssig geworden. Unmöglich, aber eben gerade geschehen, erwartet und erhofft, aber nicht mit letzter Sicherheit. Das allgemeine Gespräch verdichtete sich zu einer summenden Wolke, die über der Menge lag und in sie hinein schob sich nun die Prozession aus der Sakristei – die roten Ornate verschmolzen zu einem Strom, in dessen Mitte auf den Schultern von acht Diakonen die heilige Flasche aus der Spätantike auf vergoldeter Trage vorüberschwebte: sie war groß genug, um auch aus Entfernung deutlich wahrgenommen zu werden und in ihr schwappte das Blut hellrot,

Festung Sant'Elmo über Neapel

wie aus einer geöffneten Arterie, es überzog die Flaschenwand mit einem zarten Film, der das hindurchfallende Licht rosig färbte. Frisches Blut – alle Augen waren darauf gerichtet. Und zugleich begannen die Glocken des Domes zu läuten, nach den ersten Glokkenschlägen fielen alle Kirchenglocken Neapels, die auf dies Zeichen gewartet hatten, ein. Man hörte das Bronzedröhnen und das schrille Gebimmel durch die weit geöffneten Portale. Mit diesem heiligen Lärm war es aber nicht genug – auf der hoch über der Stadt gelegenen Festung Sant'Elmo wurden die Kanonen gezündet; ihr Donner rollte während der ganzen Dauer der schnekkenlangsamen Prozession und unterlegte das Glockentaumeln mit einem düsteren Ostinato.

Später sah man den Kardinal auf der Empore das Sanktuarium, die Ampulle an den beiden silbernen Handgriffen haltend und schwenkend, um die Flüssigkeit ihres Inhaltes zu demonstrieren – es hatte etwas von der triumphierenden Attitude eines Magiers, der einen staunenswerten Trick vorführt – in diesem Moment reichte die menschliche Inszenierungskunst, die eben noch überwältigend gewesen war, nicht mehr an das Unfaßbare des Ereignisses heran. Ich fasse zusammen: ich habe das eingetrocknete Blut nur auf einer Fotographie gesehen; was an mir vorübergetragen wurde, war flüssig bewegt und hellrot.

Die Vorstellung eines Wunders, das regelmäßig oder doch sehr häufig an einem bestimmten Tag des Jahres eintritt, ist mir nicht ganz geheuer – aber daß der große Kreis von Priestern und ehrenwerten Laien bei der Entnahme der Reliquie aus dem Tresor irgendeine Manipulation damit vorgenommen haben - im Sinne einer *pia* oder vielleicht doch eher *inpia fraus*[1] – und das auch über ihre Vorgänger die Jahrhunderte hinweg, ohne daß in der humanistischen Renaissance, im aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert, im scientistischen neunzehnten Jahrhundert und gar erst im zwanzigsten darüber hinaus etwas nach draußen gedrungen wäre, kommt mir ebenso unwahrscheinlich vor. Von einer Untersuchung der Flüssigkeit in der uralten Flasche weiß ich nichts – ein Ergebnis, welches das Januarius-Wunder als faulen Zauber entlarvt hätte, wäre um die ganze



Prozession im Dom zu Neapel

1 [un]frommer Betrug

Die körperliche Welt ist für den Christen kein Schein, nicht etwas, das einfach nur überwunden werden müßte, um dann erst in die eigentliche Wirklichkeit einzutreten.

Welt gegangen. Natürlich mag man darüber nachsinnen, welcher Sinn darin liegen sollte, das aufgefangene Blut dieses einen Heiligen, dessen Ver dienste außer Zweifel sein mögen, sich an seinem Jahrestag verflüssigen zu lassen – denn es gibt sehr viele Blutreliquien, in Kloster Weingarten sogar das Blut Jesu. Würde sich darin nicht ein seltsames Kleben an der Erde ausdrücken, die der Heilige doch so ruhmreich verlassen hat? Hat dieses Blutverflüssigungswunder nicht etwas von Wiedergängertum der Unerlösten? Und was war es, was mir die Schauer den Rücken herunterlaufen ließ beim Anblick des schwappenden Blutes? Nicht vielleicht doch das Glockendröhnen und der Kanonendonner? Der heilige Lärm hatte gewiß einen Anteil an der großen Wirkung auf mich, das will ich gleich einräumen. Glockentumulte kann es nach meinem Geschmack nicht genug geben; wenn die ganze Luft vom Klang erfüllt ist, gewinnt sie etwas Substanzhaftes, wie wenn Weihrauch in dicken Wolken verbrennt – die Welt verwandelt sich, oder es entsteht jedenfalls eine Vorahnung, wie eine verwandelte Welt aussehen könnte; beim Kanonendonner war es geradezu, als sprängen jetzt auf den Friedhöfen die Gräber auf. Und hatte das neapolitanische Blutwunder nicht wirklich etwas von dieser von jedem Christen erhofften Stunde der großen Revision der menschlichen Geschichte?

Prozession im Dom zu Neapel

Ich bekenne freimütig, daß der Glaubenssatz von der „Auferstehung des Fleisches" mir der schwierigste von allen Sätzen des Credo ist. Ein Fortleben der Seele in einer immateriellen Sphäre, einer reinen und gereinigten Geisterwelt, das mag gern sein, aber eine wirkliche neue Schöpfung, neue Körper für eine ganze längst zu Staub zerfallene Menschheit, die dann auch der Schwerkraft unterliegen – einer geläuterten Schwerkraft vielleicht, die auch ein leichten Schweben gestattet – auf jeden Fall auch eines Ortes bedürfen – neue Körper brauchen eine neue Erde, eine neuartige Luft, dies für alle die Milliarden, die bis dahin gelebt haben werden.

Aber es bleibt nun einmal dabei: nach dem Glauben der Kirche geht es um das ewige Leben des Menschen, und der Mensch ist nicht mit seiner Seele identisch, die Seele ist ein wichtiger Teil des Menschen, aber ohne den Körper ist der Mensch nicht gegeben. Wenn sich die Seele im Tod vom Körper trennt, ist der Mensch zunächst vernichtet. Die Seele lebt, wenn sie nicht verworfen ist, in der Erwartung auf die Neuschöpfung ihres Leibes.

Es war Papst Benedikt, der mich belehrt hat, wo die körperlose Seele sich nach dem Tod des Menschen aufhält – anhand der Kommunionformel des alten Ritus: *„Corpus Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam"*[2] – es ist der Leib Christi, der die Seele bis zum Jüngsten Tag beherbergt; ganz ohne Leib soll sie sogar nach dem Tod nicht sein. So körperbezogen ist die christliche Religion, so antispiritualistisch müßte man geradezu sagen, und bei genauerem Nachdenken kann das in der Religion der göttlichen Inkarnation auch gar nicht anders sein. Die körperliche Welt ist für den Christen kein Schein, nicht etwas, das einfach nur überwunden werden müßte, um dann erst in die eigentliche Wirklichkeit einzutreten. Die Menschwerdung hat die Körper, die gesamte Ma-

2 „Der Leib Jesu Christi bewahre deine Seele zum Ewigen Leben."

Palast, in dem sich die heilige Stiege befindet

terie zum höchsten Ausdruck Gottes erkoren, oder besser, sie darin bestätigt, denn bei Erschaffung der Welt ist sie es ja bereits schon einmal gewesen. Ich will nicht behaupten, daß mir diese Gedanken beim Anblick des schwappenden Blutes in der Glasflasche durch den Kopf gingen – ich dachte, ganz mit Sehen und Hören beschäftigt, überhaupt nicht sehr viel.

Es war etwas anderes: die Vorstellung von der Auferstehung des Fleisches wurde unversehens von einer Doktrin zu einer Evidenz, von einer Behauptung zu einem Erlebnis. Wenn ich diese Stunde in der Kathedrale von Neapel im Rückblick betrachte, wenn ich mir Rechenschaft darüber ablege, dann muß ich bekennen, daß sich die Frage, ob ich diese Verflüssigung des Blutes für ein Wunder hielt oder doch irgendeine natürliche Erklärung für wahrscheinlich vermutete, so verborgen die auch sein mochte, im Augenblick der Prozession in dem mächtigen Getöse der Stimmen, der Bronze und des Schießpulvers nicht stellte. Ich war höchst gespannt, höchst aufnahmebereit, hingerissen und bezaubert – ich setze dies Wort in voller Absicht. Und im Nachhinein sage ich mir, daß es doch auch eigentlich gar nicht wichtig war, ob dieses Flüssigwerden des toten Blutes wirklich durch Gottes Willen zum Zeichen seiner Gegenwart unter dem Volk von Neapel geschehen war, oder ob es sich um ein *theatrum sacrum,* ein heiliges Spiel zur Erbauung der Gläubigen gehandelt hatte, oder gar um den „Priestertrug" ein Begriff, der den Freimaurern so am Herzen liegt – nur nebenbei sei erwähnt, daß das erste Beispiel für „Priestertrug" aus dem Alten Testament stammt, wo in Babylon die Baalspriester, die in dem hohlen Götterbild die Opfergaben verspeisen, entlarvt werden.

Also mache ich es mir mit solch liberaler Toleranz gegenüber dem Phänomen in Neapel nicht doch etwas zu leicht? Wäre ich wirklich davon überzeugt gewesen, ein bloßes Schauspiel von ehrwürdigem Alter zu erleben, eine Predigt mit sinnlichen Mitteln, ein symbolisches Zeremoniell – hätte es dann so stark auf mich gewirkt? Gehörte zu dieser überwältigenden Einsicht in die Realität der Auferstehung des Fleisches nicht doch, diesen ganzen Vorgang ohne Distanz, unbedingt, hingegeben, gleichsam ohne Anführungszeichen betrachtet zu haben? Die innere Stimme, die meine Zweifel an diesem Wunder zum Ausdruck bringt, verstummt nicht, aber sie ist schwächer als meine Erinnerung an meine Ergriffenheit – nur eines steht für mich fest: ich möchte nicht ein zweites Mal Zeuge der Verflüssigung des Blutes dieses im Jahr 304 geköpften Mannes sein, ich fürchte mich vor der Wiederholung, obwohl ich weiß, daß diese Bedenklichkeit nicht genuin katholisch ist – katholisch ist die Familiarität mit dem Übernatürlichen, ein Lebensgefühl, in dem Natur und Übernatur zwanglos die Plätze tauschen, das Durchtränktsein des Alltags mit den Zeichen der göttlichen Gegenwart, das Vertrauen in den Emmanuel, den Gott, der die Gesellschaft der Menschen liebt und der sich unter ihnen ergeht.

Das Erdenwandeln Jesu hatte der Welt Seine Lehren hinterlassen,
war aber viel mehr als Lehren: es war ein Ereignis,
und dies Ereignis erst gab den Lehren ihre Kraft und Verbindlichkeit.

Die Sancta Sanctorum

Gegenüber der Lateranbasilika in Rom steht ein kleiner Palast, der in seinem Innern vor allem aus einer steilen breiten Treppe zu bestehen scheint. Tatsächlich gehört es zu den Hauptwerken des Gebäudes, diese Treppe zu umgeben, denn sie ist eine Reliquie. Der Tradition nach soll sie aus dem Amtssitz des Pontius Pilatus stammen, dann wäre es möglich, daß Jesus Christus sie auf dem Weg zu seinem Prozeß betreten hat. Deswegen ist es für die Gläubigen üblich, sie auf den Knien hinaufzusteigen; in gewissen Abständen sind in der Holzverschalung Löcher eingelassen, die es den Betenden erlauben, die darunter liegenden Marmorstufen zu küssen. Die *Scala sancta* ist im übrigen nicht das einzige Bauwerk, das aus dem Heiligen Land nach Europa gelangt ist; auch die Steine des Hauses zu Nazareth, die die Schallwellen des Dialogs zwischen der heiligen Jungfrau und dem Erzengel Gabriel reflektiert haben, sind in Loreto wieder zusammengesetzt worden – diese Reliquie ist gründlich untersucht worden, man hat im Mörtel Stoffkreuze von den Mänteln der Kreuzritter gefunden, die Wahrscheinlichkeit, daß diese Steine wirklich aus Nazareth stammen, ist sehr hoch. Erde vom Berg Thabor und aus Jerusalem ist in Schiffsladungen nach Pisa auf den Campo Santo und nach Montabaur gebracht worden, vor solchen großen Kraftanstrengungen schreckte man nicht zurück, um auch den Heimatboden zu heiligem Land zu machen.

Wir neigen heute dazu, solche materiellen höchst aufwendigen Frömmigkeitsbeweise als Zeichen der Naivität zu betrachten: ist heiliges Land nicht etwa nur dort, wo auch Heilige leben? Schafft der Besitz von Materialien, die in physischer Verbindung mit Heiligen standen, einen unmittelbaren Zugang zu ihnen? Vermag er sie gar in ihrer spirituellen Wirkung zu ersetzen? Werde ich besser, wenn ich als böser Mensch die *Scala sancta* heraufrutsche, komme ich in den Himmel, weil ich in Erde aus Jerusalem beerdigt werde?

Es gab ohne Zweifel gelegentlich einen Umgang mit Reliquien, in dem sich ein kindlicher Besitz- und Sammeltrieb mit einer überaus rechnerischen, ja berechnenden Versicherungsmentalität verband. Einer von mir nicht überprüften Quelle zufolge besaß Kurfürst Friedrich III. von Sachsen 21.441 Reliquien, deren Verehrung ihm 39.924.120 Jahre und 220 Tage Ablaß erwarb, wobei er vermutlich allerdings nicht in Rechnung zog, daß Zeit und Ewigkeit sich nicht durch unterschiedliche Länge unterscheiden – sie sind verschiedene Dimensionen. Bezeichnend für den geistlichen Ernst dieses Fürsten ist, daß er schon 1523 Luther folgte und die Reliquien verschwinden ließ – die kostbaren Ostensorien werden die sächsische Staatskasse für ein Weilchen aufgebessert haben. Auf Cranachs Portrait erscheint Friedrich III. nicht unsympatisch, dick wie ein Faß, halslos mit kleinem auf den Fettpolstern schwimmendem Kopf; aufgefressen hat er seinen Reliquienschatz aber wohl nicht, er war saftigere Kost gewöhnt. Es gibt wohl kein schlagenderes Beispiel als Friedrich III. für die Folgen eines vor allem quantitativen, schamanischen Umgangs mit Reliquien.

heilige Stiege (Scala sancta)

Ich möchte aber noch einmal zur *Scala sancta* zurückkommen, die zwar zunächst die eigentliche Reliquie des Gebäudes zu sein scheint, dessen Raum sie beinahe ganz einnimmt, die aber als Himmelsleiter unserer Erlösung, nicht nur den Leidensweg Jesu, sondern auch den Weg der gläubigen Seele hinauf zu IHM einzigartig darstellt. An ihrem oberen Ende gelangt man zu einer Kapelle, die einst nur der Papst betreten durfte, die *Sancta sanctorum*, und dieser Name ist hier ganz wörtlich zu verstehen, denn sie enthielt eine große Anzahl der kostbarsten Reliquien, die Rom versammelte. „Auf der ganzen Welt ist kein Ort heiliger als dieser“ steht in schönen Antiqua-Lettern über diesem Raum.

Kapelle Sancta Sanctorum (Rom)

Diese Sammlung scheint dem Antrieb zu entstammen, die gesamte Heilsgeschichte wie ein zweites Neues Testament in Gegenständen verkörpert zu sehen, gewiß sind viele Stücke authentisch, aber viele sind sicher vor allem als Zeugnisse einer unerschöpflichen Phantasie, die aus dem Geist kindlicher Künstler auf die Botschaft der Inkarnation antworten, als gelte es, wie Kriminalisten, die jedes Stäubchen, jedes Härchen, jeden Fußabdruck zum Reden bringen können, Indizien für den Erdenwandel des Gottmenschen zu bewahren – und entspricht das nicht der natürlichen Denkungsweise von Menschen, die an die tatsächliche, historische Fleischwerdung des Schöpfergottes wirklich glauben? Gibt es in der von Christus erneuerten Schöpfung überhaupt noch so etwas wie grundsätzlich unheilige Materie?

Für uns Heutige ist es keine unwahrscheinliche Vorstellung, daß jede Handlung, jede Präsenz, jeder Atemzug Spuren hinterläßt, die man feststellen, messen und analysieren kann. Unsere Vorfahren waren nicht dümmer als wir, verfügten zwar nicht über die technischen Mittel, solche Spuren immer nachzuweisen, waren sich aber in der Theorie darüber im Klaren, daß „kein Wesen zu nichts zerfallen kann".

Der fleischgewordene Gott, der von einer Frau geboren wurde, gelitten hatte, auferstanden und in den Himmel gefahren war, hatte ebendeshalb keinen Körper auf Erden zurückgelassen. Aber wie stand es mit den Körperteilen, die er in der frühesten Kindheit verloren hatte? Sollte die heilige Jungfrau, durch den Erzengel in Nazareth, durch Engel, Hirten und Weise, durch den greisen Simeon und die Prophetin Anna auf die Natur ihres Kindes hingewiesen, nicht vielleicht doch aufbewahrt haben, was dem Knaben am Tag seiner Beschneidung abgetrennt worden war? So hat denn die *Sancta Sanctorum* lange ein heiliges Präputium bewahrt, bis der Kirche diese Reliquie peinlich wurde und sie in die Dorfkirche eines abgelegenen Dorfes in Latium gebracht wurde. Und dabei war die Verehrung des *Sanctum Präputium* nur das Ergebnis einer genauen und frommen Bibellektüre, die davon überzeugte, daß die Inkarnation kein Symbol, keine Allegorie, kein dichterisches Äquivalent für rein geistige, am besten nur philosophisch erfaßbare Vorgänge sei, sondern sich in der biologisch faßbaren Physis abgespielt hatte. Der Christus-Knabe hatte wie jeder andere Knabe tatsächlich eine Vorhaut besessen – darüber nachzudenken ist auch heute höchst fruchtbar, so befremdlich und schockierend ein solcher Gegenstand der Meditation in bürgerlichen Augen auch wirken mag – es waren eben auch keine Bourgeois, die die Verehrung des *Sanctum Präputium* etablierten, sondern Bauern und dem Bauernstand verwandte Aristokraten, Realisten also, die keiner zartsinnigen Verschleierungen der Lebenstatsachen bedurften.

Noch anregender für das Erkennen der heilsgeschichtlichen Natur ist eine andere Reliquie, die die gleichfalls aus dem *Sancta sanctorum* verschwunden sein dürfte, jedenfalls dort nicht mehr gezeigt wird: die heilige Nabelschnur, die einst den Körper der Muttergottes mit Jesus verbunden hat, dies Organ, das gleichermaßen Mutter und Sohn gehörte und in einzigartiger Evidenz den Grund für die Maria geschuldete außerordentliche Verehrung, die Hyperdulie, einleuchten läßt. In Gestalt der Nabelschnur war die Jungfrau tatsächlich ein Fleisch mit ihrem göttlichen Sohn, niemand ist ihm näher gekommen als sie. Die Vergegenwärtigung dieser Tatsache anhand dieses krassen Objekts führt so tief in die christliche Botschaft, daß die Frage, ob die in der heiligen Kammer aufbewahrte Reliquie authentisch ist, dagegen beinahe unwesentlich wird.

Es gab dort aber auch Reliquien, deren rein poetischer Charakter so offensichtlich ist, daß jeder Ton denunziatorischer Enthüllung verstummen muß und nichts als das reine Entzücken am

Dieses Tuch birgt noch größeres Geheimnis:
Der verklärte Christus hatte sein Bild darauf übertragen,
auf eine bis heute nicht erklärbare Weise.

Platze ist. Auch sie existieren nur noch in alten Dokumenten, denn das Konzil von Trient, das zu Unrecht mit einer „Gegenreformation" in Verbindung gebracht wird – die Kirche sollte vielmehr darauf bestehen, die mit diesem Konzil verbundene große Bewegung als die eigentliche Reformation anzusehen – war von durchaus rationalistischen Motiven erfüllt und räumte mit der reichen Hinterlassenschaft des Mittelalters zum Teil rücksichtslos auf. Und so besitzen wir denn nicht mehr die Feder aus dem Flügel des Erzengels Gabriel, und auch nicht mehr das Kästchen, das den Atem Jesu Christi enthielt, und ebensowenig ein anderes Kästchen, in dem viele Jahrhunderte vor Erfindung der Photographie die Strahlen jenes Sterns eingefangen waren, der den Magiern den Weg nach Bethlehem gewiesen hatte – unwillkürlich denkt man hier an den Kasten in Karl Valentins Münchner „Musäum", der ein Stück ägyptische Finsternis umschließt, jedenfalls solange man ihn nicht öffnet.

blutflüssige Frau berührt Jesus

Anschaulichkeit war das Prinzip der Sancta sanctorum – das Erdenwandeln Jesu hatte der Welt Seine Lehren hinterlassen, war aber viel mehr als Lehren: es war ein Ereignis, und dies Ereignis erst gab den Lehren ihre Kraft und Verbindlichkeit. Die Reliquien, die von seiner irdischen Existenz zeugten, waren eine Fortsetzung der Evangelien mit anderen Mitteln, so wie man die Topographie von Jerusalem, Bethlehem und dem See Genezareth als Fortsetzung der Evangelien begreifen kann – unzählige Pilger haben das so erlebt. Gewiß, man kann die materiellen Hinterlassenschaften des Heilsgeschehens fetischieren und damit das Bewußtsein von der Überzeitlichkeit der christlichen Botschaft verdunkeln – aber man kann auch aus dem Wort einen Fetisch machen, und erst recht aus einem engen Vernunftbegriff, der den erhabenen Widerspruch, noch mehr aber das erhabene Zusammenwirken von Geist und Materie im Wunder der Inkarnation verdunkelt.

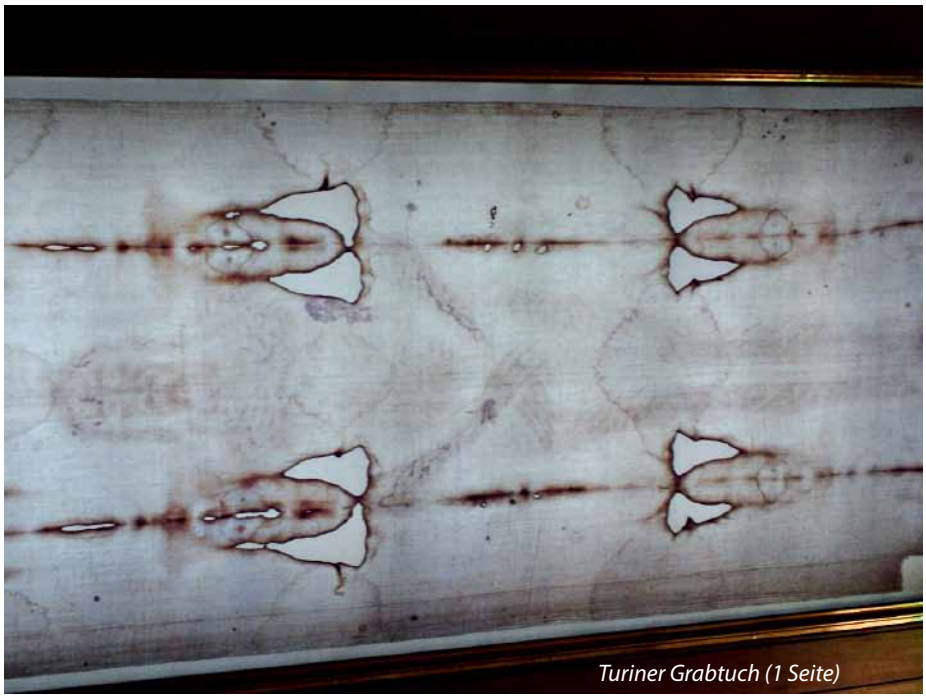
Es gibt für uns wohl kein Zurück zur Spiritualität der Sancta sanctorum, aber ein Bedauern dürfen wir empfinden, daß wir uns nicht mehr wie die mittelalterlichen Menschen Christus nähern können; sie hielten es wie die Blutflüssige, die sich von hinten an Jesus herandrängte, um sein Gewand zu berühren – „denn eine Kraft ging von ihm aus" – wir wissen, daß der Erlöser weit davon entfernt war, diese Frau zu tadeln.

Die Sancta Sindone

Zu den schönsten Reliquien gehören gewiß die heiligen Tücher, die aus der Zeit Jesu stammen und mit seinem Leben in Verbindung stehen. Die Evangelien zeichnen sich durch eine Lakonie aus, die gelegentlich zur Kargheit wird; jedes anekdotische Erzählen, jede Ausschmückung, jedes nicht zum Kern der Vorgänge gehörende Detail ist ihnen fremd; vielleicht ist dies gerade das Geheimnis ihrer übernatürlichen Wirkung, dieses Aussparen von Zeitkolorit und Zeit-Atmosphäre, obwohl man vieles von dem, was sie berichten, doch gern etwas genauer gewußt hätte.

Um so mehr gilt es aufzuhorchen, wenn dann doch einmal ein Requisit erwähnt wird in dieser ornamentlosen Prosa. Das sind am eindruckvollsten einige Tücher: es sind die Windeln, in die Maria das Neugeborene wickelt – wohinein sonst? Aber es war offenbar wichtig, diese Windeln zu erwähnen – womöglich, weil man sie aufgehoben hatte? Dann das Gewand aus einem einzigen Stück, über das das Los geworfen wurde, weil es nicht zerschnitten werden sollte, - auch hier vielleicht doch die verborgene Botschaft: das Gewand ist erhalten geblieben, es wurde nicht zerteilt, ein wichtiger Hinweis für diejenigen, die sich im sicheren Besitz der Tunika Christi glaubten.

Und schließlich das Leichentuch, das bei Johannes ordentlich zusammengefaltet mit dem kleineren Tuch, das über das Gesicht des Erlösers gebreitet war, im leeren Grab gefunden wurde. Dieses Zusammengefaltet-Sein steht in eigentümlichen Kontrast zu dem Auferstehungsbericht bei Matthäus mit Erdbeben, mit der Ohnmacht der Wächter, mit dem steinwälzenden Engel, der dem Leser einen explosiven Moment suggeriert, während das Zusammenfalten der Tücher etwas Sanf-



Turiner Grabtuch (1 Seite)

tes und rein Geistiges an sich hat. Auf jeden Fall ist die Aufmerksamkeit des Lesers aber auf diese Tücher gerichtet, die im leeren Grab eine überwältigende Bedeutung gewinnen; an diesem Ort mußte alles, was man darin fand, nachdem die Hauptsache verschwunden war, von höchster Wichtigkeit sein und die Hoffnung nähren, durch diese Hinterlassenschaft, die schön gefaltet geradezu zum Mitnehmen und Aufheben aufforderte, dem rätselhaft Verschwundenen näher verbunden zu bleiben, als werde der Auferstandene die, die an ihn glauben, an diesem langen Tuch zu sich hinaufziehen.

Bald schon wurde klar, daß dies Tuch ein noch größeres Geheimnis barg: der verklärte Christus hatte sein Bild darauf übertragen, auf eine bis heute nicht erklärbare Weise – das nach langen Irrfahrten jetzt in Turin aufbewahrte „Sindone" genannte Tuch enthält keine Farbspuren, das Bild ist aber auch nicht durch den Abdruck von Schweiß, Blut oder anderem Körpersekret zustandegekommen, was man in dieser Hinsicht feststellen kann, ist nicht Bestandteil des Bildes, und auch der Balsam und die Kräuter, die, wie im Neuen Testament berichtet, an der Leiche zur Anwendung kamen, sind erkennbar, aber haben zu dem Bild nicht beigetragen. Sorgfältig gefaltet, wer weiß, vielleicht in derselben Weise, wie man das Tuch aufgefunden hat, wurde es in einem Kasten aufbewahrt, sodaß das Gesicht obenauf lag, wenn man den Deckel anhob. Und dieses Gesicht wurde zum Vorbild aller Christus-Bilder, denn die Darstellung Jesu Christi durfte kein Produkt künstlerischer Phantasie sein, sondern musste Portrait-Authentizität beanspruchen dürfen. Die Reliquie des Leichentuches hat die Entstehung christlicher Kunst überhaupt erst möglich gemacht – ohne das Leichentuch hätte das überlieferte jüdische Bilderverbot für die Darstellung Gottes seine Autorität und Verbindlichkeit ohne weiteres behauptet. So entsteht dann nach dem Modell des Tuches, das schattenhaft, aber deutlich genug die Proportionen des Gesichtes erkennen läßt – die vergleichsweise niedrige Stirn, die lange schmale Nase, den kleinen Mund mit den heruntergezogenen Mundwinkeln, das gescheitelte lange Haar, den kurz gehaltenen Bart – etwa die berühmte Christus-Ikone aus dem 6. Jahrhundert im Katharinenkloster auf dem Berg Sinai, die sogar die ungleich großen Augen von dem Tuch übernommen hat – wobei diese Unregelmäßigkeit, wie aber erst die spätere akribische Untersuchung ergeben hat, von der Verletzung des Auges herrührt. Es bleibt das unauslotbare Mirakel, daß dies Tuch im 20. Jahrhundert mit seiner künstlerischen Krise, in der das Bild des Menschen abhanden zu kommen drohte, durch die Photographie, vor allem durch das fotografische Negativ der Welt das Christusbild wiedergewonnen hat.

Der Glaube an Jesus Christus ist von der Frage der Echtheit dieses Tuches – ob es tatsächlich dieses war, das die Apostel im leeren Grab gefunden haben – wahrlich unabhängig. Aber an diesem Tuch, das zu den meist untersuchten

3D-Darstellung des Manns im Grabtuch

Stücken der Antike gehört, erweist sich beispielhaft, daß die Zeugnisse der christlichen Religion die moderne Wissenschaft, wenn sie nur lang und gründlich genug arbeitet und wenn die Wissenschaft bleibt – das heißt, wenn sie sich von ideologischen Eintrübungen und Vorurteilen frei erhält, nichts zu fürchten brauchen. Wie für die Bibelkritik, die lange die biblischen Texte zu Staub zu zermahlen schien und inzwischen aus diesem Staub wieder ein Bild gewonnen hat, das dem

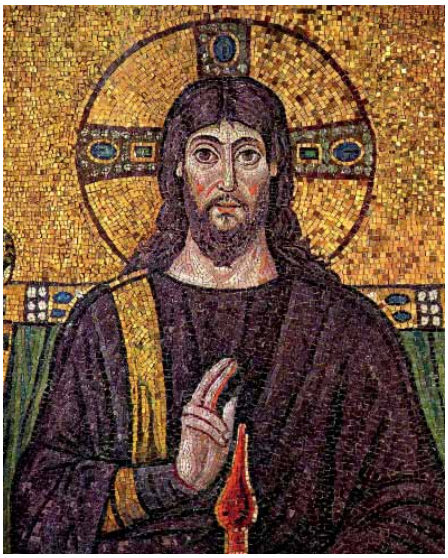
Die Liturgie versteht sich ganz wörtlich als „Hinterlassenschaft“ des Herrn; sie ist eine von IHM angeordnete Handlung, die seine physische Gegenwart zum Ergebnis hat.

der Tradition durchaus gleicht, so hat auch die rationalistische Skepsis das Sindone vielfältig bestätigt.
Ein besonderer Aspekt des Tuches ist seine Form: die lange schmale Stoffbahn, die über dem Körper in der Weise zusammengeschlagen wurde, daß Gesicht und Hinterkopf aneinander anschließend zu liegen kommen. Ist es nicht evident, daß diese Form der überlieferten Vorschrift für die Altardecken entspricht? Auch sie sind ja schmal und so lang, daß sie auf beiden Seiten des Altars den Boden berühren sollen. So enthält diese Form der Dekken eine wichtige Botschaft über das Wesen der eucharistischen Feier. Die Altardecke ist dazu bestimmt, daß der geopferte Christus auf ihr liege. Mehr als viele Worte sagt sie über das rituelle Geschehen, das die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers zum Gegenstand hat.

Christus-Ikone im Katharinen-Kloster (Sinai)

Die eucharistische Reliquie

Es ist nun an der Zeit, über die größte Reliquie des Christentums zu sprechen, die lebendige Reliquie der Liturgie. Die überlieferte Liturgie des eucharistischen Opfers als Reliquie zu bezeichnen, mag überraschen, ist bei näherer Betrachtung aber keineswegs abwegig. Die Liturgie versteht sich ganz wörtlich als „Hinterlassenschaft“ des Herrn; sie ist eine von IHM angeordnete Handlung, die seine


Christus-Mosaik in Ravenna

physische Gegenwart zum Ergebnis hat – und deshalb gleichen die Ostensorien, die Zeigegefäße, in denen die Reliquien der Heiligen aufbewahrt werden, meist auch den Monstranzen, in denen die Reliquie der Reliquien, die konsekrierte Hostie den Gläubigen zur Verehrung dargeboten wird. Was diese konsekrierte Hostie von den anderen Reliquien unterscheidet, ist klar: die Körper der Heiligen, ihre Gebeine, Zähne, Haare, ihre Kleider, ihre Gebrauchsgegenstände, die sie in Hän-

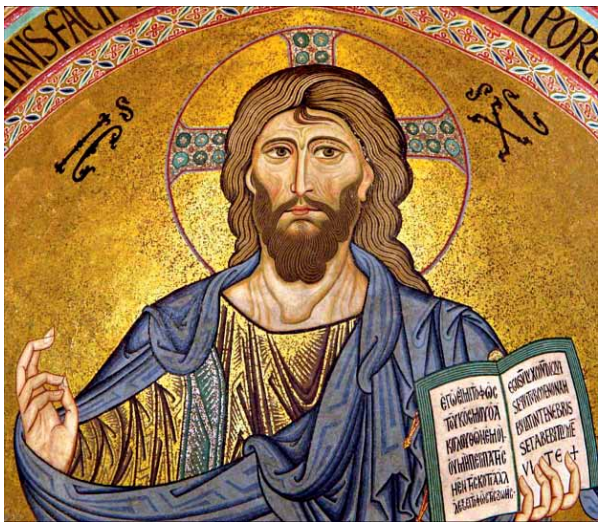
Gesicht auf dem Turiner Grabtuch

den gehalten haben, sind Zeugnisse des Erdenwandels, erlöster Menschen, deren Seelen Gott schauen und deren Leiblichkeit zur Auferstehung berufen ist. Gegenwärtig teilt diese ihre Leiblichkeit aber das Schicksal aller toten Körper, sie vergilbt, zerbröselt, trocknet aus, schrumpft zusammen – die Seele der Heiligen nimmt am neuen Leben schon teil, aber ihr Körper noch nicht – und dennoch verbindet sich mit ihren Leibesresten die Hoffnung, daß zwischen dem sterblichen und dem unsterblichen Teil der heiligen Menschen die Verbindung nicht völlig abgerissen ist, daß die Heiligen vielmehr als unsere Patrone in Gestalt der Reliquien gleichsam noch einen Fuß auf dem Boden haben und mit der Gabe ihrer Fürsprache für die Lebenden erreichbar bleiben.
Anders die konsekrierte Hostie: sie ist nicht Hinweis auf die Erlösung, Vorahnung des Lebens, Stellvertretung von

Die konsekrierte Hostie ist das Leben selbst,
sie ist Anwesenheit des erlösenden Gottes,
der jetzt schon seine Wohnung bei den Menschen nimmt.

etwas Abwesendem, sondern sie ist das Leben selbst, sie ist Anwesenheit des erlösenden Gottes, der jetzt schon, nicht erst im himmlischen Jerusalem der Apokalypse, seine Wohnung bei den Menschen nimmt.

Es war nicht verwunderlich, daß sich in der westlichen, der lateinischen Kirche der Blick sehr stark auf der Hostie versammelte, nachdem gegenüber häretischem Zweifel deren Natur theologisch immer schärfer erfaßt worden war – so wurde es schließlich möglich, die Hostie von der Feier der Liturgie ganz zu trennen und sie unabhängig davon zu verehren – sie in der Fronleichnamsprozession sogar aus der Kirche herauszutragen und ihr die Ehren eines mittelalterlichen Königs bei dem Höhepunkt des monarchischen Zeremoniells, der Joyeuse Entrée, dem festlichen Zug durch die Stadt, der deren Inbesitznahme symbolisierte, zukommen zu lassen.



Christus-Ikone in Cefalu (Sizilien)

Die griechische Kirche ist diesem Beispiel niemals gefolgt – vor allem deshalb, weil ihre große geistliche Krise die Frage der Verehrung der heiligen Bilder betraf, zu keinem Zeitpunkt aber den Glauben an die wirkliche Gegenwart des Herrn im Altarsakrament – sie bedurfte deshalb auch keiner demonstrativen Gesten, um diesen Glauben zu befestigen oder wiederherzustellen. Es ist der Ostkirche deshalb auch besser gelungen, die gesamte Liturgie, nicht nur ihren Höhepunkt, die Wandlung, als Reliquie zu begreifen.

Die westliche Auffassung von der Liturgie war im zweiten Jahrtausend zumindest schon bald juristisch-formalistisch durch die Herausarbeitung von Minimalkriterien zur Feier der heiligen Mysterien geprägt; es wurden Hierarchien der liturgischen Bestandteile entwickelt, zwischen notwendigen und weniger notwendigen und überhaupt nicht notwendigen Teilen der Meßliturgie unterschieden. Schon im späten Mittelalter, mit der Einrichtung der Stillen Messe wurden Meßformen erlaubt, in denen der Choral, die Evangelien-Prozession, das Weihrauchopfer weggelassen werden durften.

Hier sei eine Parenthese geöffnet: ich liebe die stille Messe und finde in ihr eine besondere geheimnisvolle Schönheit – aber wenn man an den überlieferten eucharistischen Ritus unter dem Aspekt der Reliquie denkt, dann leuchtet sofort ein, daß es auf ein solches „schön- und geheimnisvoll-Finden“ keineswegs ankommen kann und darf. Liturgische „Schönheiten“ gibt es viele, jedes Jahrhundert wird an andere denken, aber es gehört eben zum Problem der platonischen Ideen, daß das Wahre und das Gute sich, zum mindesten via negationis, über alle Epochen hinweg fassen lassen, das Schöne jedoch nicht; die sich gelegentlich sogar scharf widersprechen. So gern von den Verteidigern des Meßritus von dessen „Schönheit“ gesprochen wird, auch Papst Benedikt war diese „Schönheit“ wichtig, so gefährlich ist dieser Maßstab. Für den Wert einer Reliquie ist nicht ihre „Schönheit“ von Bedeutung, sondern wie weit sie mit dem identisch ist, was da überliefert werden sollte. Die Freunde der Schönheit dürfen sich mit dem Gedanken beruhigen, daß dieselbe hinzugegeben wird, wenn man an sie nicht denkt – und das heißt, wenn man ausschließlich von der Absicht beseelt ist, den Ritus richtig genauso zu vollziehen, wie er tradiert worden ist.

Zurück zu den Modifikationen und Eingriffen, die der Ritus im lateinischen Westen erlebt hat.

Mit dem Aufkommen der Kirchenlieder im Geschmack des jeweiligen Jahrhunderts entfernten sich die mitfeiernden Gläubigen von den vorgeschriebenen Texten des Tages und orientierten ihre Gebete an dem Zeitgeschmack entsprechenden Dichtungen, die zum Teil von hohem künstlerischem Wert waren, aber ein Element des Subjektivismus in die Messe brachten. Für die Ostkirche waren solche Modifikationen der Liturgie unvorstellbar: sie faßte die Mysterien als einen geschlossenen Körper auf,

Das Neue des Christentums war nicht seine Doktrin, sondern der Eintritt Gottes in die Menschengeschichte, dieses erhoffte, ersehnte und vielfältig erwartete Ereignis.

der im ganzen bewahrt werden mußte, und so kennt sie denn auch keine Schwund- und Notformen der Messe; stille Messen, gesprochene Messen, Orchestermessen, Kindermessen sind in der orthodoxen Welt grundsätzlich ausgeschlossen. Das ist der Auffassung der Liturgie als Reliquie zu verdanken,

Leichentuch und Altardecke

an der eben nicht herummanipuliert werden darf, sondern die als kostbares Geschenk zu hüten ist und unversehrt den nächsten Generationen weitergereicht werden muß.

Wie die altchristlichen Basiliken nicht eine einheitliche Architektenhandschrift tragen, sondern aus den Spolien antiker Tempel zusammengesetzt sind, ist die Liturgie zusammengesetzt aus lauter uralten Elementen unterschiedlicher Herkunft, die die geistliche Verfaßtheit der jungen Christenheit widerspiegelt. Alles an diesem jungen Kult einer neuen Religion stammte aus älteren und weit zurückreichenden Epochen. Es war aus lauter Überlieferung zusammengefügt. Die Religion Jesu Christi verstand sich nicht als Revolution, sondern als die Blüte eines schon zu Beginn der Menschheitsgeschichte gepflanzten Stammes. Jesus füllte, wenn die etwas übermütige Formulierung gestattet ist, Seinen neuen Wein durchaus in uralte Schläuche. Er betete die zu Seiner Zeit schon vielhundertjährigen Psalmen, er nahm als Präfiguration Seines Königtums Bezug auf die zur Zeitenwende tausend Jahre vergangene Monarchie König Davids. Denn das Neue war nicht seine Doktrin – die war seit der Uroffenbarung und den Zehn Geboten im Besitz der Menschen, - das Neue war der Eintritt Gottes in die Menschengeschichte, dieses erhoffte, ersehnte und vielfältig erwartete Ereignis, das die alten Opfer und Gebete erhörte und nicht desavouierte. Die anonymen Schöpfer der Liturgie, dieser Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers in der Gestalt des Gründonnerstagsmahles, umgaben den Moment der Wandlung mit einem Kranz von Psalmen, den Gebeten Jesu, riefen Engel und Heilige herbei, um einen heilige Kreis um das Opfergeschehen zu bilden, knüpften in Ehrfurchtsformen an alle Menschheitsüberlieferungen im Umgang mit dem Übernatürlichen an.

Die überlieferte Messe gleicht einem Ostensorium, das die Hostie beschützt und zugleich zeigt. Sie schafft den Raum, innerhalb dessen sich das Wunder ereignet und ist deshalb von diesem Wunder nicht ohne weiteres ablösbar. Formwerdung ist ein Aspekt der Fleischwerdung – nichts wäre absurder, als ausgerechnet das Mysterium der Inkarnation rein spirituell, als bloßen Gedankenakt feiern zu wollen. Und zugleich kann es nicht der Mensch sein, der über diese Form befindet – als Gott in der Fülle der Zeiten auf der Erde geboren werden wollte, gab ER damit auch die Formensprache für Seinen Kultus vor – es war die der hellenistisch geprägten jüdischen Kultur unter römischer Suprematie – die heilige Messe in ihrer aus der Spätantike überlieferten Form bildet genau diese historischen Umstände ab – wir können dem historischen Jesus zweitausend Jahre nach seinem Erdenwandel nicht näher kommen als in der überlieferten Liturgie.

Sie ist wirklich eine Reliquie aus der Zeit, die der Menschwerdung nahe war, von deren Zeugen, und ihren direkten Nachkommen im Bewußtsein geschaffen, den physischen Jesus in der kulturellen Atmosphäre, die ihn umgab, erfassen zu wollen.

Die überlieferte Liturgie stellt eine Prozession der Gemeinde mit dem Priester an ihrer Spitze dar, auf den Auferstandenen zu, der ihr am Altar entgegenkommt, und deshalb ist die Richtung der Zelebration an diesem Altar auch keineswegs ein Akzidenz, sondern wesentliches Bestandteil der liturgischen Gestalt. Schon richtig, der Priester handelt *in persona Christi,* aber er wird dazu von dem ihm entgegenkommenden Christus ermächtigt, wenn er den Altar, der die Grenze zwischen Himmel und Erde darstellt,

Die Auffassung der Liturgie als Reliquie läßt jede Versuchung, sie zu ändern, in sie einzugreifen, sie dem Tagesgeschmack und der politischen Mentalität zu adaptieren, als absurd erscheinen.

erreicht, und so ist es von Anbeginn jedes christlichen Kultes auch gehalten worden: nicht der Priester hat der Gemeinde entgegenzutreten, sondern Christus, dessen Bestätigung der Priester im Lauf der Liturgie mehrfach und immer neu erbittet, weswegen die stillen Priestergebete von höchster Bedeutung sind und keineswegs unter den Altartisch zu fallen haben.

Die Auffassung der Liturgie als Reliquie läßt jede Versuchung, sie zu ändern, in sie einzugreifen, sie dem Tagesgeschmack und der politischen Mentalität zu adaptieren, als absurd erscheinen – so als wollte man ein Stück des Kreuzesholzes einem Restaurator zum Aufarbeiten geben und abgebrochene Teile ergänzen lassen. Wenn man vor der notwendigen und längst dringend gebotenen Ökumene der lateinischen mit der griechischen Kirche spricht, dann ist es gerade diese Auffassung, die der Westen vom Osten lernen kann, wo sie sich wunderbar im Jahrtausend des Schismas erhalten hat – und deshalb ist es gewiß erlaubt, die Sünde dieses Schismas im Sinn der Osterliturgie als *„felix culpa"*, als „glückliche Schuld" zu begreifen.

Der Gott der Lebenden

In einigen der alten römischen Kirchen kann man noch Altäre sehen, die auf das Schönste die heidnische Antike und die junge Gemeinschaft der heiligen Martyrer vereinen. Als die großen Aquädukte, die das Wasser aus den Albaner Bergen in die Thermen der Stadt brachten, verfallen waren oder von den Barbaren – unseren Vorfahren! – zerstört wurden, hatten die kostbaren Badewannen in diesen prachtvollen

„Wannen"-Altar in St. Bartholomäus, Rom

Anlagen, aus einem einzigen Marmor- oder Porphyrblock, keine Funktion mehr; aber als Sarkophage waren sie perfekt geeignet und wenn man sie mit einer schweren Steinplatte verschloß, war der Martyrer-Altar fertig, und so wurde diesen Badewannen mit ihren in den Stein geschlagenen runden Griffen, die an die Eisengriffe der Holzbottiche erinnerten, zum Inbegriff des Sarkophags – noch für Napoleons Leiche im Invalidendom hat man eine solche Wanne geschaffen.

So deutlich wird es bei den meisten Altären nicht, daß sie Grabstätten sind, aber sie sind es gleichwohl. In die Altar-Mensa ist stets eine Vertiefung eingeschnitten, in der eine Reliquie niedergelegt wird; dann wird sie mit einem Stein verschlossen, in den ein Kreuz eingraviert ist. Und wenn die Messe ohne einen solchen regulären Altar gelesen werden muß, dann hat der Priester ein „corporale graecum" dabei – ein gestärktes Tuch, in das eine Reliquie eingenäht ist – dies Tuch macht den profanen Tisch zum Altar. Auf und über den Leibern der Heiligen soll das göttliche Opfer dargebracht werden – aber steht das nicht in schockierendem Gegensatz zu dem ausdrücklichen kanonischen Verbot, die Messe über einer Leiche zu feiern?

Hier schließt sich nun der Kreis meiner Gedanken über die Reliquien, die beim Blutwunder des Heiligen Januarius begonnen haben und bei der Heiligen Messe endeten – es geht bei der Verehrung der Reliquien nicht um einen Totenkult, sondern um das Leben. Die Heiligen sind diejenigen, die „den Tod nicht schauen" mußten, wie es der Erlöser sagt, obwohl sie oft unter schrecklichen Umständen starben; beispielhaft darf man den Heiligen Erzmartyrer Stephanus nehmen, der im Sterben „den Himmel offen" gesehen hat. Obwohl noch von ihren Körpern geschieden, leben ihre Seelen; was sie zurückgelassen haben, sind nicht Leichen, sondern wie abgelegte Kleider, die noch warm sind von ihren Trägern. Weil sie die mit Gewißheit Auferstehenden sind, darf auch die Messe, die den Tod und die Auferste-

Sarkophag von Napoleon im Invalidendom

hung des Herrn verkündet, über ihren Reliquien gefeiert werden. Ohne die Auferstehung gliche die Verehrung der Reliquien oft genug befremdlicher Nekrophilie – für die Christen ist sie nichts anderes als der Versuch, den Heiligen, die die Erde verlassen haben, bis auf den äußersten Punkt der Materialität zu folgen, bis an die Grenze der irdischen und der himmlischen Sphäre, und an dieser Grenze in Hoffnung und Erwartung auszuharren.